

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 17.

Berlin, Dienstag den 8. Februar

1848.

Schweiz.

Die Erziehung blinder Taubstummten.^{*)}

1.

Jacob Eduard Meystre.

Die Familie Meystre stammt aus der Gemeinde Thierrens und wohnt seit langer Zeit in Lausanne. Jakob Eduard Meystre, das jüngste von fünf Kindern, wurde daselbst am 25. November 1826 geboren. Einer seiner Brüder ist taubstumm zur Welt gekommen. Er selbst bekam im Alter von elf Monaten, als er schon die Worte „Papa“ und „Mama“ sagen konnte, die Pocken und verlor dabei, indem seine Augen, die schon hart bedroht waren, verschont blieben, das Gehör und folglich auch die Sprache. Die Mutter schickte den Knaben von seinem zweiten Jahre ab in eine benachbarte Kinderschule, damit ihm, wie die einfache Frau sagte, das Gehör wiederkäme. Er besuchte dieselbe, bis ein neues Unglück seine Lage aufs schrecklichste verschlimmerte.

Es war am 10. Januar 1834. Eben schlug es zwölf Uhr, als der Knabe, ein Stück Brodt in der Hand, seine Mutter verließ, um in einem Nachbarhause seine Spielkameraden aufzusuchen. Der Besitzer des Hauses, sein Oheim, war Zimmermann. Da man ihm häufig Holz gestohlen hatte, und sein Haushund verschwunden war, so hatte er, um die Diebe zu verjagen, in einer von seinen Stuben ein mit Schrot geladenes Jagdgewehr. In dieser Stube befanden sich in dem Augenblicke, von dem wir reden, seine beiden jungen Söhne. Einer derselben nimmt das Gewehr, zielt nach der Thür und drückt in demselben Momente los, als der kleine Meystre die Thür öffnet. Die ganze Ladung trifft das Gesicht des armen Taubstummten, und von der Minute an sind seine Augen verloren. Nach vierundzwanzig Stunden läßt man seine Mutter zu ihm; er erkennt sie sogleich und bittet sie, nicht mehr von ihm zu gehen, „weil es fortwährend Nacht sey.“ Die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, brachte eine plötzliche Verwirrung in seinen Ideen über die Folge von Tag und Nacht hervor. Er wachte jetzt während der Nacht und schlief am Tage, und erst nach ungefähr sieben Wochen kehrte er zu seiner früheren Gewohnheit in diesem Punkte zurück. Gegen seinen Vetter, der der Urheber seines Unglücks war, hatte er einen heftigen Groll gefaßt und verlangte durchaus, daß er mit dem Tode bestraft würde. Als man, um ihn zu beruhigen, ihm sagte, daß der Knabe bereits gestorben sey, verlangte er, auf sein Grab geführt zu werden. Man brachte ihn auf irgend eines, und er befriedigte seine Rache, indem er zornig darauf umhertrat. Ein Jahr später aber führte man ihm den Vetter zu; er erkannte ihn alsbald und zitterte vor Freude, ihn wiederzufinden. Gegenwärtig spricht er ungern von der Veranlassung seiner Blindheit; thut er es indes, dann drückt sein Gesicht mehr Ergebung als Betrübniß aus.

Eduard Meystre ist also im Alter von sieben Jahren erblindet. Vor dieser Zeit brachte er einen Theil des Tages in der Werkstätte seines Vaters zu, der Zimmermann ist. Nachdem er das Gesicht verloren hatte, war diese Werkstätte noch ferner sein Zufluchtsort, bis kurze Zeit darauf der Vater seine Beschäftigung aufgab. Jetzt verbrachte der Knabe seine Tage damit, hin und wieder eine plumpe Holzarbeit zu verfertigen, die er indessen, wie die Mutter versichert, ohne alle fremde Hülfe, allein nach früheren Erinnerungen zu Stande brachte. Als er stärker geworden war, ging er dann und wann, um eine Mahlzeit zu verdienen, in die Nachbarschaft, Holz zu sägen. Bei dieser Beschäftigung traf ich ihn eines Tages. Er zeigte mir seine Hände, um mich sehen zu lassen, wie sie von der Arbeit angegriffen würden, und ich bebauerte von Herzen den armen jungen Mann, der den einzigen Sinn, von dem aus die Entwicklung seines Geistes noch versucht werden konnte, der Nothdurft des Lebens opferte.

Am 10. Juni 1845, als er achtzehn und ein halbes Jahr alt war, wurde Eduard Meystre als Schüler in unsere Anstalt aufgenommen. Er befreundete sich rasch mit seiner neuen Umgebung und war nach wenigen Tagen im Stande, ohne Führer sich im ganzen Hause zurechtzufinden. Der Charakter des Taubstummten ist bei dem jungen Manne vorherrschend; alle seine Bewegungen sind edel und bestimmt, während die eines Blinden gewöhnlich schwerfällig und unsicher sind. Von einem Lichtschimmer hat er keine Spur, und sein Hörvermögen ist auf dem rechten Ohre absolut verloren, auf dem linken hat er einen unbestimmten Eindruck von einem starken Geräusch und

einem sehr scharfen Ton. Sein Gefühl ist sicher, hat aber, vermöge der harten Handarbeit, zu der er genöthigt gewesen war, nicht jene Feinheit, die man im Allgemeinen bei den Blinden findet. Der Geruch ist weder besonders ausgebildet, noch zurückgeblieben. So ist der Mensch beschaffen, über dessen Erziehung wir in dem Folgenden eine kurze Nachricht geben wollen.

Jede Mutter, die ein Kind sprechen lehrt, zeigt ihm die Gegenstände, deren Namen sie ihm einprägen will. Diese Methode, die einzig vernünftige, ist auch in einem Falle, wie dem unstrigen, die allein anwendbare, nur wird, während dort Gesicht und Gehör den Unterricht vermitteln, hier das Gefühl die ganze Mühe übernehmen müssen. Ich bediente mich mit Meystre eines gewöhnlichen erhabenen Alphabets, bei dem die Beweglichkeit der Buchstaben die Vergleichung des Wortes mit dem bezeichneten Gegenstande erleichterte. Indem ich, wie natürlich, vom bereits Bekannten ausging, ließ ich ihn zuerst eine Zeile anfassen, dann setzte ich das Wort Zeile zusammen und führte seine Hand abwechselnd vom Gegenstande auf den Namen und vom Namen auf den Gegenstand. Nachdem ich das Wort wieder aus einander genommen hatte, machte ich meinem Schüler begreiflich, daß, um es von neuem herzustellen, die Buchstaben in eine gewisse Ordnung müßten gebracht werden. Als meine Erklärung verstanden war, brach ich die Uebungen ab und nahm sie am andern Morgen wieder vor. Er hatte aber die Reihenfolge der Buchstaben vergessen, wie dies oft bei den ersten Versuchen vorkam. Ich wurde dadurch genöthigt, nur langsam vorzuschreiten. Um sein Interesse rege zu erhalten, nahm ich ein anderes, vollkommen ähnliches Alphabet, das aber kleiner war als das bisher benutzte, und zeigte ihm, daß man sich nicht an die Größe, sondern an die Gestalt der Buchstaben halten müsse. Darauf gab ich ihm kleine Säutchen zu befühlen, an deren Grundfläche sich ein hervorspringender Buchstabe befand, und mit deren Hülfe er das Wort Zeile schreiben lernte. Das Relief auf dem Papier diente nun seinerseits wieder zur Vergleichung mit dem Gegenstande. Diese Abwechslung aber genügte nicht, um längere Zeit die Aufmerksamkeit des jungen Mannes zu fesseln; er wurde einer Mühe überdrüssig, deren Zweck er nicht einfaß. In der vierten Unterrichtsstunde legte ich ihm eine Säge und zugleich das Wort dafür vor. Er prüfte Beides mit hastiger Neugier, dann wurde sein Gesicht strahlend, und fast außer sich vor Freude zeigte er mir, daß die jetzigen Buchstaben eine Säge, die früheren eine Zeile bedeuteten. Der Eindruck, den diese Entdeckung auf seinen Geist machte, erhielt ihn mehrere Tage lang in Aufregung. Von diesem Augenblicke an nahm Meystre seine Lectionen mit Vergnügen und fing allmählig an, von selbst nach dem Namen gewisser Dinge zu fragen, die ihn interessirten. Nachdem er mehrere kannte, mußte er sich die Buchstaben allein in den Fingern suchen, und indem es ihm nicht entgegen konnte, daß einige besonders häufig gebraucht wurden, merkte er sich ihren Platz und auf diese Weise allmählig die ganze alphabetische Ordnung. Ich lehrte ihn zu gleicher Zeit das Fingeralphabet des Abbé de l'Épée, und er bediente sich desselben bald mit Leichtigkeit. Oft legte er Buchstaben neben einander, wie es ihm gerade in den Sinn kam, und fragte spaßend, ob er vielleicht den Namen irgend eines Gegenstandes gefunden habe. So weit waren wir nach Verlauf von drei Wochen mit dem unglücklichen jungen Manne gekommen.

Die Gedankenrichtung, auf die ihn jene einfachen Uebungen führten, beherrschte von nun an sein ganzes geistiges Leben.

Da Meystre nur eine bis zwei Stunden täglich durch diesen Unterricht beschäftigt wurde, so konnte er den größten Theil seiner Zeit auf Handarbeiten verwenden. Er erlernte deshalb das Drechslerhandwerk, zu dem er eine besondere Neigung zeigte und machte darin in kurzer Zeit sehr erfreuliche Fortschritte.

Bei der Anstelligkeit meines Jünglings fragte ich mich, ob es nicht möglich wäre, ihm bis zu einem gewissen Grade den Gebrauch der Sprache zu geben, und, trotz aller praktischen Bedenken, machte ich mich gegen Ende des Monats Juni ans Werk. Folgendes sind einige Einzelheiten über meine ersten Versuche: Ich legte eine von Meystre's Händen auf meine Brust, hies gegen die andere, und ließ ihn alsdann meinen Hals berühren, während ich den Vokal A aussprach. Darauf beredete ich ihn, ebenfalls einen Luftstrom aus der Brust zu stoßen, um den Kehlkopf vibriren zu machen. So erhielt ich den ersten Vokal; aber der junge Mann meinte, die Versuche ermüdeten ihn, und Leute, die nicht hören und sehen könnten, lernten auch nicht sprechen. In dieser Verlegenheit nahm ich zu seinen sinnlichen Reigungen Zuflucht, und dies Mittel schlug an. Da ich seine Vorliebe für Cigarren kannte, versprach ich ihm welche, wenn er fernherhin fleißig seyn wollte, und in der That unterwarf er sich den Uebungen mit Bereitwilligkeit, die ihm um so peinlicher seyn mußten,

^{*)} Nach einem in der Bibliothèque Universelle mitgetheilten Berichte des Herrn Birzel, Direktors der Blinden-Anstalt zu Lausanne.

als er keinen Nutzen davon sah. Nachdem ich zu wiederholtenmalen seine Stimmorgane in die nöthige Lage gebracht hatte, kam er dahin, die Vokale A und O ziemlich deutlich auszusprechen. Aber beim Weitergehen stieß ich auf Schwierigkeiten, die mir anfangs unübersteiglich schienen; denn während vierzehn Tagen mißlang jeder Versuch, dem jungen Mann den Unterschied zwischen dem Laute ai*) und den Lauten a und o begreiflich zu machen, und ich fing an zu fürchten, daß alle bisherige Mühe verloren sey. Indessen war ich der vollsten Ueberzeugung, daß ein Geseß vorhanden seyn müsse, durch dessen Anwendung man vermittelst des Gefühls eben so gut könne sprechen lernen, als dies vermittelst des Auges geschieht, wenn dasselbe die Bewegungen der Lippen aufmerksam verfolgt. Darauf bauend machte ich einen letzten Versuch — und siehe da, ich fand, was ich suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarn.

Literarische Reisebesuche.

Aus dem Tagebuche eines Magyaren.

1.

Petőfi Sándor.

(Schluß.)

Es mögen jezt kaum vier Jahre seyn, als ich in Budapest einen Winter verlebte und jenen Kreis von sich entwickelnden Größen oft besuchte, welche der junge talentvolle Dichter Bokady in seinem Haus fast täglich vereinigte. Eines Abends sah ich wieder in jenem dicken Tabaksnebel der eleganten Junggefellensstube, durch welchen es kaum möglich war, den nächsten Nachbar zu erkennen, und blätterte in dem Haufen neuerschienenener Bücher unserer Literatur, welche auf dem Tische vor mir lagen, als mir ein Band in die Hände gerieth, betitelt „Versek irta Petőfi Sándor“. Ich durchsah flüchtig diese Gedichte, — doch schnell war mein Auge auf den Blättern wie festgebannet. Sollten wir auch einen ungarisch schreibenden Penau haben? Welch' tiefes, geistiges Auge blickt da hervor, welch' ferniger Humor, welch' rothglühender Ernst, welche Maienblüthenpoesie! — Freilich roh, sehr roh, aber um so ursprünglicher. Seit Versenyi dachte und schrieb noch keiner so durch und durch ungarisch wie dieser . . . Petőfi heißt er? — „Kennen Sie ihn?“ fragte ich einen neben mir stehenden jungen Mann, der mir wohl vorgestellt wurde, dessen Namen ich aber überhört hatte, und dessen charakteristische, edle Persönlichkeit mir erst jezt aufiel. Dieser Unbekannte konnte kaum 23 Jahr alt seyn; ein markirtes, knochenscharfes, aber gesundes Antlitz, etwas bronzirt, krauses schwarzes Haar; das Ganze eine Avarenphysiognomie; die Statur klein — aber leicht und elastisch die Hüfte; die Hand niedrig, jedoch muskulös; die ganze Erscheinung mit jenem Schmelz der orientalischen Racen übergoßen, und originell durch die gewissenhaft altungarische Kleidung; — auf seiner linken Wange steckte eine volle süßige rothe Rose! — Ich wiederholte meine Frage etwas leiser, — er lachte langsam, — dann sagte er: „Dieser Dichtering ist der schlechte, läderliche Sohn seines guten, ehrlichen Vaters, eines Fleischhauermeisters im Niederland, und Petőfi hat schon beim Handwerk, später als junger fahrender Schauspieler und dann als gemeiner Soldat nicht gut gethan; er wird auch auf der hiesigen Universität, wo er sich jezt befindet, nicht viel lernen, darauf geb' ich Ihnen mein Wort!“ — Ich ward gereizt, ich schrie ihn an, sprach allerlei von Philistertum, sagte Etwas von tatarischer Indolenz meiner Brüder, die selbst ihre wahren Propheten nicht anerkennen wollen, und als mein Gegner immer vergnügter wurde, fragte ich ganz höh'nisch: „Nicht wahr, gestehen Sie's, Sie schreiben denn doch keine solche Verse?“ — „Ich? gerade ich, leider! schreibe sie; denn ich habe auch diese da geschrieben, ich, Petőfi Sándor!“

Als der erste Band jener Gedichte erschien, bedauerte die gepuderte Kritik vornehm die Verirrung eines schönen Talentes, dem nur die Bescheidenheit und Manierlichkeit abging, um etwas zu werden; das Volk aber griff wie ein Blinder zu, fraß die poetische Kost unbewußt hinein und schwitzte aus allen Poren diesen Liederathem; aber nirgends erzählte man sich, daß jezt ein neuer großer Dichter geboren sey, denn, obgleich in kurzer Zeit jeder Student, jeder Dorfbeamte und endlich jeder Schafhirt und Bauer diese Gedichte auswendig kannte und mit eigenen Gesangsweisen verzierte, so hielt doch niemand Petőfi für einen Poeten. Das war ja zu einfach, das konnte ja eben jeder Csikos selbst dichten; da war ja kein gelehrtes lateinisches Wort, keine superfeine Floskel oder Schnörkel, wie sie doch der weise Schulmeister anzubringen versteht, wodurch seine Ausdrücke um so künstlicher und werthvoller sind, als sie nicht von jedem Dummkopf begriffen werden; mit einem Wort, am Ende glaubte das Volk, es habe selbst diese Lieder erfunden, so ursprünglich waren sie aus des Volkes Innersten genommen. — Ja, auf diese Bemerkung ruht Petőfi's Popularität. Ein großer Theil der großen Menge ungarischer Lyriker ist deshalb so schnell verschollen, weil das Volk erst hätte müssen zu deren individuellem, geschraubtem Ideengang emporsteigen, trotz unserer Sprache, welche die einzige volksthümliche aller Nationen ist;**) hier aber stieg ein

großer Dichter zum Volke herab, machte sich ihm anfangs gleich, so roh und flackernd, aber auch so gesund und brav wie das Volk, und somit konnte er es dann auch zu sich in seiner eigenen Entwicklung emporheben, wie es Petőfi bis heute wahrhaft glänzend gethan. — Der schnell folgende zweite Band „Ujabb Költemények“, enthaltend neuere Gedichte, war schon klarer, bewußter, somit dichtungsbelder; die Form war strenger, die Gedanken geschliffener; die Kritik gewann Vertrauen, der Name des Dichters Klang; das Volk aber verstand auch den feineren Erguß, weil es zugleich mit dem Poeten die Bildung durchmachte und sich im ebenbürtigen ersten Auftreten desselben an sein verstandenes Wort mitangeheftet hatte. Eine reine, keusche, darum erste Liebe gab dem Dichter die „Szerelem gyöngyei!“ (Liebesperlen) — und dieses Mädchens schneller märchenhafter Tod die „Cypruslombosok“ (Zypressenblätter) in die Feder. Beide Bücher standen mit Einem Ruck in den Reihen jener Erzeugnisse, denen selbst der Splitterrichter und literarhistorische Schulsuchs die wahre dichterische Begeisterung, den Anspruch auf höheren bewußten Werth zugeben muß, denn die Freude wie der Schmerz hatten die Dichterseelwunderbar geläutert, — und auch noch jezt wurde der Sänger vom Volke verstanden, denn welches Volk verstände nicht die natürlichen Töne der Liebe und der Verzweiflung! — Vom ersten Werke sagte einer unserer Kritiker so schön: „Dreimal heilig ist die Liebe eines Ungarweibes, die einen solchen Poeten erzeugt!“ — Dann folgte wieder rasch „János Vitéz“ (der Held János) und „a helység kalapácsa“ (der Dorfschmied), zwei gute salz- und zuderhaltige Versuche im Grotesk-Humoristischen. — Die „Csilagtalán éjek“ (Sternenlose Nächte) sind endlich kristallgeschliffene Steine der Form, mit purpurnem Feuer des Gedankens, vollendet in der Bahn, auf welcher der Dichter hoffentlich fortschreitet, wenngleich in anderartigen Gestaltungen, Seher seiner Nation zu seyn: — und auf dieser höheren Linie wird Petőfi noch vom Volke durch und durch verstanden, denn er hat es zu sich in jene Region emporgehoben, wo er dem Gebote der Kunst nichts mehr vergiebt, aber auch seine warme Pulsader nicht opfern muß; somit hat er am meisten mitgeholfen, unser Volk zu erwecken, es auf jene Stufe zu bringen, wo wir ihm die Vortheile unserer Bildung mittheilen können, ohne demselben die Gottesflamme der keuschen Ursprünglichkeit zu verweihen, sondern vielmehr um uns mit ihm zu verbrüdern und vereint zurückzukehren zu einer naturgemäßen familiären Entwicklung, benutzend die Lehren der alten Welt, deren verkrüppelte Laster und Schwächen aber nicht in unsere neue Welt der Zukunft mitnehmend.

Nun, fassen wir den literarhistorischen Charakter Petőfi's in eins, so müssen wir ihm, ohne patriotisches Fraubafenthum, ohne falschen Enthusiasmus, ohne fieberwarme Eitelkeit nicht nur eine große Bedeutendheit in unserer modernen Entwicklung einräumen, sondern auch mit kalter fremder Kritik urtheilen, daß er einer jener wenigen Geister ist, die innerst im Nationalthum fußend, dennoch auch für die ganze Welt, somit der Universal-Literatur, die Goethe voraussetzt, ein gewichtiger Gewinn ist. Für unser Vaterland aber wird er von noch ausgedehnterem Segen, wenn man den Augenblick nicht verkennt, und durch ihn und mit ihm beginnt und fortfährt, unsere ganze jüngste Literatur auf das Volksthum zu basteien, sie volksthümlich zu entwickeln. Bedenket, Ungarn, dies haben bisher fast alle übrigen Nationen versäumt!

Unser Christenthum seit Versenyi*), hat sich in vier Schulen, Parteien oder Klassen, scharf gesondert, nämlich in die nach antiken Mustern, also die römisch-griechische, in die französische — dann in die deutsche und endlich in die ungarische oder echt nationale; zur letzteren gehört Petőfi; er ist so zu sagen im poetischen Theile deren Stern, während ich zur erstgenannten Schule Ráday, B. Birág, Kazinczy, Dayka, Szemere P., selbst Kötöcsy, zur zweiten gewiß in vielen Theilen Esokonai, jedenfalls Kisfaludy Sándor, in neuerer Zeit den Dramatiker Czako und den Lustspieldichter Csato P. und Degré, zur dritten, der deutschen, Eötvös, Székényi, Lukács, Kerényi, Denzelman, Pulszky und andere, — zur vierten, der echt magyarischen jedoch, welche ohne alle fremde Einflüsse, einseitlich sich nationell ungarische Denkweise, Wendung der Ideen, Anwendung der kernhaftesten, ursprünglichsten Sprache, mit einem Wort, durch in Saft und Kraft der ungarischen Erde entwachsenen Stengel und Blütenbüschel auszeichnet — zu dieser vierten und in unseren Tagen endlich größten, tonangebenden, rechne ich von Versenyi an: Esokonay, Szabányi, Orczy, Bittkowitz, Döbröntei, Kötöcsy, Kisfaludy Károly, Börösmarty, Katona, Gál, Erdélyi, Czuczor, Garay, Petőfi, Bachott Imre, dann Fay, Kossuth, Stancsics, Jósika in allerlei Fächern.**)

Freilich ist Börösmarty***) höher, gewichtiger wie Petőfi; er ist ja ein Dichterkönig von epischer Schwere, von ebenholzschwarzem Glanz, gleich einem Lukrez, Ossian, den Sängern der Edda, wie Uhland, Tegnér und

*) Versenyi Daniel, wohl richtig mit Platen, Leopardi und Byron verglichen, besonders als National-Öbendichter, wo er eine außerordentliche Keuschheit der Vaterlandsliebe, eine Gluth der Gefühle, einen orientalischen Heldenreichtum des Gedankens in den reinsten antiken Formen niederlegte, ist für Ungarn schon deshalb der größte Dichter, weil nie vor und nach ihm noch einer die ungarische Sprache im nationellsten Ausdruck so handhabte wie er, ähnlich, gleichwie etwa im Deutschen, Lessing, Klopstock und Goethe.

Ann. d. Uebers.

**) Ueber diese genannten Dichter und Schelststeller können wir den Leser, dem ein näheres Eingehen in die ungarische Literatur anliegen ist, in deutscher Sprache bloß ein zwar altes, aber immer noch brauchbares Buch empfehlen: Erdődy, Handbuch der ungarischen National-Poesie. 2 Bände. Wien u. Pesth, 1817.

***) Börösmarty Mihály, der Dichter berühmter National-Hymnen und der größte Epiker der Ungarn nebst Czuczor, wurde schon von dem englischen Reisenden Jobn A. Paget mit D. Hugo, Tegnér und Mickiewicz gleichgestellt.

Ann. d. Uebers.

*) Wir erinnern daran, daß die Anstalt in der französischen Schweiz liegt.

**) Die ungarische Sprache, eine orientalische, nicht slavische, wohl aus dem medisch-persischen Sprachstamm übriggeblieben, hat neben ihrem vollen geschwellten Rhythmus die wunderbarste Ausnahme von allen bisher bekannten Sprachen, daß sie durchaus in keine Mundart, Dialekt, Jargon oder Lokal-Accent ankertete; vielmehr der geläuterteste Schriftsteller sie so schreibt, wie sie der letzte Bauer, stets klar und schön, ausspricht. Ann. d. Uebers.

Mickiewicz, blutrothfeurig wie B. Hugo in seinen Oden, der deutsche Grabbe, der englische Shelley in ihren Dramen und Puschkin; — Petöfi aber dagegen wie Catull, Jakob Ayrer, Bruns, Beranger, Heine, ewig jung wie der Sonnenstrahl, ewig frisch wie Quellenwasser, ewiger Humor wie Lachen und Weinen.

Im persönlichen Umgang ist Petöfi wie wir Alle orientalisches Schweigsam, wortfarg, oder übermäßig donnernd mit Pathos; seine Bildung ist keine der Schule, aber die des Genies, er hat viel gelesen, viel geliebt und gelebt in schon jungen Jahren, aber noch mehr gelitten. Neuerer Zeit spricht er sehr gut deutsch und französisch und ließ dann seine Lieblinge, besonders Beranger, Uhland, Karl Beck, Heine und Lenau. — Viele meinen, er schreibe zu viel; so hat er schon wieder einen Roman in Prosa „a höher kötele“ (der Strick des Denkers) und ein Drama „Tigris des Hyaena“ (Tiger und Pyäne) — welche beide ich aber nicht kenne, veröffentlicht. Also in 3 Jahren 9 Bände! Aber haben etwa Calderon, Lope de Vega, ja selbst Rückert, durch ihre Vielschreiberei sich und ihren Nationen geschadet?

Palästina.

Ein geographisches Werk aus Jerusalem.

Wir haben die Pflicht, dem Leser das Daseyn eines Buches anzuzeigen, welches, von vielen Seiten betrachtet, einzig in seiner Art ist: ein geographisch-topographisch-historisches Werk über Palästina, von einem deutschen Juden, Herrn Joseph Schwarz, in Jerusalem niedergeschrieben und dort im Jahre 1845 durch den Druck veröffentlicht. Dieses Werk heißt: „Sefer Tebuot Ha-arez“, zerfällt in zwei Haupttheile (kündigt sich aber selbst auf dem Titel als zweite Abtheilung des Werkes „Dibre Joseph“ desselben Verfassers an), von denen der erste die physische und alte Geographie Palästina's, eine ausführliche Topographie Jerusalems und besondere Abschnitte über Thier-, Pflanzen- und Mineralreich enthält, während der zweite Theil einen Abriss der Geschichte Palästina's von der Zerstörung des zweiten Tempels bis auf unsere Zeit giebt. Es ist, in rabbinisch-hebräischer Sprache abgefaßt, mit vielen Sach- und Wort-Erklärungen in deutscher und arabischer Sprache (leider in derselben rabbinischen Schrift) ausgestattet und enthält in zwei Zahlenreihen 208 Blatt in 8., *) die in typographischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen. Auf dem Titelbrette, ganz unten nach 15 Zeilen des hebräischen Titels, stehen drei deutsche Zeilen in lateinischer Schrift, hinter welchen ein Semikolon! Es sind vielleicht die ersten deutschen Zeilen, die in Jerusalem gedruckt sind, und sie lauten also:

Neueste Beschreibung von
Palästina verfasst von Rabi
J. Schwarz in Jerusalem 5603;

Ist das Buch in seiner typographischen Erscheinung merkwürdig, so ist es auch seines inneren wissenschaftlichen Gehalts wegen ein eigenhümliches Zeugniß der neuesten Literatur. Es ist voll von Gelehrsamkeit, gepaart mit Unbildung, religiöser Befangenheit und einer nicht sehr einladenden Anordnung. Der Verfasser hat 1827 eine Karte von Palästina zu Würzburg veröffentlicht, aber die Beschäftigung mit der Geographie des heiligen Landes erfüllte ihn mit Sehnsucht nach jenen Gegenden; er wanderte dahin und ließ sich 1833 in Jerusalem nieder, wo er seitdem schon mehrere herausgab und, wenn wir nicht irren, der hebräischen Druckerei vorsteht, die seit ungefähr sechs Jahren in Jerusalem besteht, nachdem Sir Moses Montefiore die Presse dazu geschenkt hatte. Herr Schwarz zeigt in dem vorliegenden Werke eine außerordentliche Belesenheit in den talmudischen Schriften, die er benutzt, um Ortsnamen und geschichtliche Thatsachen, sowohl aus früherer wie aus späterer Zeit, zu erklären, und wenn man weiß, wie erfolgreich die Vergleichung der Rabbinen zur Erläuterung des Alten und des Neuen Testaments in der Hand Lightfoot's und Reland's war, so wird man ermessen, wie ungleich umfassender der Erfolg einer solchen Vergleichung von Seiten eines Mannes ist, dem die talmudischen Werke so bekannt und zugänglich sind. Neben dieser jüdisch-gelehrten Belesenheit hat sich aber Herr Schwarz auch mit den Kirchenvätern und Josephus und, wie er in der Vorrede andeutet, auch mit den neueren Schriften über seinen Gegenstand bekannt gemacht. Aber was seiner Gelehrsamkeit erst den besseren Werth giebt, ist, daß er, die Bücher in der Hand und im Kopfe, mit eigenen Augen viele der von ihm beschriebenen Dörter untersucht hat. Die Ergebnisse seiner durch rabbinische Schriften unterstützten Forschungen sind daher eine Bereicherung der vergleichenden biblischen Geographie, und wir möchten sie für das erste Verdienst des Werkes gelten lassen. Nächstdem sind eine Statistik der jüdischen Einwohner des heutigen Palästina und ihrer Lage nicht ohne Interesse. Wir wollen einige Beispiele seiner Darstellungsweise hierher setzen:

Aus der Beschreibung des Jordan.

„Im Süden des Samochonitischen Sees ist er ungefähr zwanzig Schritte breit, im Süden des Genezareth ungefähr 80, in der Nähe Hiericho's 90, an der Mündung ins Todte Meer 200 und manchmal 300 breit. Seine Tiefe im Süden des Genezareth beträgt 6—7 Fuß, in der Nähe Hiericho's und an der Küste des Todten Meeres 3—6 Ellen. Dies aber nur zur Regenzeit (Winter), im Sommer ist seine Tiefe bis auf 3 Fuß vermindert. Er braust mit reißender

Schnelligkeit dahin, und in der Gegend von Hiericho müssen sich die Badenden mit Stricken an einander binden (?), damit sie nicht weggeschwemmt werden, denn wer nicht festgebunden ist, wird von dem so reißenden Strome weggerissen, mag er auch schwimmen können . . . Ueber den Jordan führen drei Brücken. Die größte ist eine halbe Stunde unterhalb des Samochonitis . . . 60 Schritte lang, gebaut vom christlichen König Balduin und wieder hergestellt durch Ibrahim Pascha . . .“ Blatt 30, b ff.

Bei der Beschreibung des Todten Meeres (Blatt 28, b ff.) sagt er, er habe Wasser dieses Meeres, Wasser vom Mittelländischen Meere aus der Gegend von Jassa und Regenwasser gewogen, und habe gefunden, daß ersteres zum zweiten sich wie 9 zu 8, dagegen zum dritten (Regenwasser) wie 9 zu 7 verhält. Es war aber dieses im Monat Nisan (April), wo das Wasser des Todten Meeres durch den starken Zufluß vieler Ströme leichter ist, als im Sommer. Die Beschreibung dieses wunderbaren Meeres schließt er mit folgenden Worten:

„Der Jordan und mehrere kleinere Flüsse münden in dasselbe, und dennoch steigt es nicht über seine Ufer; dies beweist, daß in ihm unterirdische Wege sind, welche entweder zum Großen Meere (Mittelländischen) oder zum Rothen Meere führen. Das ist auch der Sinn der Worte unserer Weisen, gesegnet sey ihr Andenken, wenn sie sagen, der Jordan gehe durch den Salzsee in das Große Meer.“

Eben so wie unser Verf., könnte man auch fragen, warum das Kaspiische Meer und andere geschlossene Meere nicht über ihre Ufer treten, obwohl täglich so viele Ströme sich hinein ergießen. Es ist aber bekannt, daß die Ausbünkung des Todten Meeres ihm so viel Wasser entzieht, als ihm die Flüsse zuführen, und deshalb brauchen also durchaus keine unterirdischen Kanäle dasselbe mit anderen Meeren zu verbinden. Aber von anderer Seite könnte bewiesen werden, daß ein Wasserweg vom Becken des Todten Meeres zum Atlantischen Busen des Rothen Meeres geführt habe und zwar kein unterirdischer: Das Todte Meer ist durch eine örtliche Umwälzung, durch Versenkung des Thales Siddim der Städte Sodom und Gomorra durch einen Vulkan entstanden (1. Buch Mos. 19, 24, 25). Durch diese Einsenkung ist es auch gekommen, daß jetzt Wadis vom Süden herkommen, während die Abdachung sich nach Süden zum Busen von Akaba neigt. Da nun früher kein Meer hier war, sondern eine fruchtbare Ebene, das Thal Siddim, so muß man doch nothwendig für den Jordan, der ehemals ein viel mächtigerer Strom war, eine Mündung suchen, er muß doch irgendwo hin seine reichen Gewässer ergossen haben; nun die Spuren seines verlängerten Bettes fand Burckhardt deutlich, sie führen eben bis zum Atlantischen Busen. Robinson, der Burckhardt's Meinung dadurch widerlegen wollte, daß Wadis und Bäche vom Süden her zum Todten Meere führen, hat vergessen, daß die veränderte Abdachung eben erst durch jene Revolution bei der Verschüttung von Sodom und Gomorra entstanden ist, und hat ferner vergessen, daß der Jordan doch irgend eine Mündung haben mußte. Bei solcher Annahme ist es nicht ohne Bedeutung, jene bei Schwarz angeführten talmudischen Worte zu berücksichtigen. Das „große Meer“ heißt im Talmud vorzüglich das Mittelländische, im Allgemeinen aber jedes Meer, das mit dem Ocean zusammenhängt. Die Meinung war aber herrschend, daß der Jordan sich einem solchen Meere anschliesse, oder vielmehr ehemals angeschlossen, und daher die Worte: der Jordan gehe durchs Todte Meer ins Große Meer, das heißt nichts Anderes, als der Jordan ging ehemals durch das Thal, wo jetzt das Todte Meer ist, nach einem größeren Meere.

Wir wollen noch Einiges aus der Beschreibung des Thier-, Mineral- und Pflanzenreiches geben.

„Das Schwein heißt arabisch Alchansir und ist den Muhammedanern ein Abscheu; es werden deshalb sehr wenige im Lande gefunden. Dagegen sind die wilden Schweine häufig; sie verderben Weinberge, Bäume und Früchte des Feldes. Zur Zeit der Herrschaft des Ibrahim Pascha, welcher den Einwohnern des Landes keine Waffen ließ, und wo sie das Wild nicht tödten konnten, vermehrte es sich außerordentlich. Die wilden Schweine sind häufig in der Gegend von Pebron, auf dem Tabor, am Samochonitis und in den Binswäldern am Salzmeere.

„Der Tiger heißt im Arabischen Al nimer; er findet sich am Ufer des Jordan (?) in der Gegend von Hiericho, auch auf dem Tabor und dem Libanon. Im Jahre 1834, als die Bauern die heilige Stadt Safed zerstört hatten, sah man einen Tiger in der Stadt . . .“ Offenbar hat hier Herr Schwarz, von der traditionellen, aber falschen Uebersetzung des hebräischen Wortes Kamer verleitet, den Parber mit dem Tiger verwechselt, denn Tiger gab es und giebt es nicht an den genannten Orten, wohl aber zuweilen keine Parber.

„Die Pyäne, arabisch Akaba, wird angetroffen auf den Gebirgen Zudäa's, auf den Gebirgen von Aydda und auf den galiläischen Gebirgen. Sie beschädigt Menschen und wühlt die Gräber auf. Zuweilen zeigt sie sich auf dem Delberge (?).

„Der Hund, arabisch Alkelb, ist sehr häufig. In den Häusern findet man die Hunde nicht, wohl aber herrenlos auf der Straße, wo sie liegen und Niemanden Schaden zufügen, selbst wenn man sie tritt. Eine wunderbare Sache fand und sah ich hierbei, nämlich, daß man fast nie von einem wüthig gewordenen Hunde hört, obgleich die Hitze doch so stark und anhaltend ist, und noch mehr, da sie auf der Straße kein Wasser finden, ihren Durst zu löschen.

„Die Katze, arabisch Akata, ist auch sehr häufig und auch nur auf der Straße. Aber die Katzen dringen durch die Dächer ein und rauben und stehlen, was nicht verschlossen ist. Sie gebrauchen große List, ihre Beute zu erreichen, und sind eine Hausplage.

„Kupfer findet sich nicht; nur in der Gegend von Aleppo und an der Gränze von Aegypten giebt's Kupfer und Eisen. Jedoch hat man mir versichert, daß im oberen Galiläa und am Fuße des Libanon Kupfererz ist, allein

*) Es ist nämlich, wie bei allen hebräischen Büchern früherer Zeit, nur die Zahl des Blattes, nicht der Seite bezeichnet, und bei der Citation muß man durch a und b unterscheiden.

Niemand kümmert sich darum, es auszugraben in diesem verwahrloseten Lande. Eisen wird auf dem Libanon in der Umgegend von Deir al Kamer gefunden. Die jüdischen Einwohner der Stadt pachten die Bergwerke vom Emir, fördern das Eisen zu Tage, schmelzen es und verfertigen besonders Hufeisen für das ganze Land.

„Mineralwasser gab es ehemals viele im Lande, jetzt aber sind nur die Brunnen von Liberias bekannt. . . . Sie gleichen den warmen Quellen von Karlsbad in Böhmen und Wiesbaden in Hessen (sic!). Ibrahim Pascha baute ein kostbares Badehaus neben der Quelle, und es war auch ein altes Badehaus da. Seit einem Jahre ungefähr ist die Röhre im neuen Gebäude beschädigt, und nur im alten Gebäude läuft das Wasser; aber kein Mensch denkt daran, den Schaden auszubessern.“

Diese Andeutungen über die wohlthätigen Folgen der türkischen Restauration in Syrien werden noch stärker beim Schlusse des Geschichtsabrisses (Bl. 39, h). Es heißt dort:

„Das Heer Abdulmedschid's und das Heer des Königs (?) von England belagerten die Besse Akko und nahmen sie im Monate Tischi 3601 ein (1840), und das ganze Heer des Pascha wurde zerstreut. Der Pascha floh nach Aegypten. . . . Und das Land kehrte in seinen früheren Zustand zurück. Man gab den Landbewohnern ihre Waffen wieder, womit sie Unheil stifteten und sich den Herrschern des Landes widersetzen. Die Wege können nicht mehr betreten werden, draußen wüthet das Schwert, und in den Gemächern herrscht Angst. Jeder thut, was ihm gut dünkt, und über die geringste Sache kämpfen sie mit einander. . . .“

Das Unglück, welches der Wechsel der Herrschaft in Syrien, die Rückkehr der Türken über die Einwohner gebracht hat, ist schon oft hier und anderswo, und zwar von hochstehenden Männern, die das Land aus eigener langjähriger Erfahrung kennen gelernt haben, nachgewiesen worden. Die Politik Englands, rücksichtslos, wo es seinem Handelsvorteil und der Demüthigung Frankreichs gilt, hat hier nicht nach den Grundsätzen der Weisheit gestraft und gelohnt.

Wir fahren fort, einige Auszüge aus dem naturgeschichtlichen Theile des Buches zu geben:

„Der Weinstock, arabisch Menab, ist sehr häufig, und es giebt Stöcke so groß, daß an 30 Menschen darunter wie unter einem Zelte sitzen können. Der Landwein ist sehr gut, aber dick und schwer. Wegen der Hitze wird er leicht sauer und läßt sich nicht lange aufbewahren. Dreijähriger oder gar vierjähriger Wein ist etwas äußerst Seltenes. Die Beeren sind groß, es giebt welche von der Größe der Wallnüsse. . . .“

„Weizen, arabisch Akhanta, und auch Akama, giebt es sehr viel, besonders in der Gegend von Gaza, in der Jordan-Ebene und im ostjordanischen Lande Hauran und Karf; er ist groß und sehr gut, man hat im ganzen Lande nur Weizenbrot.“

„Rosen, arabisch Akward, giebt es sehr viele, besonders in der Ebene Saron und in Kasr Malcha bei Jerusalem. Es giebt zwei Arten, weiße und rothe. Erstere legt man eine Zeitlang ins Wasser, bis sich dem Wasser der Rosenduft mitgetheilt, und dann destillirt man es zu Rosenwasser. Auf der Oberfläche des Wassers sammeln sich einige Tropfen Del, welches das berühmte, sehr theure Rosenöl giebt. Um ein Loth solches Dels zu gewinnen, ist ein halber Zentner Rosen erforderlich. In der Gegend von Hiericho giebt es eine besondere Gattung Rosen, die wunderbarerweise, nachdem sie viele Jahre getrocknet war, wieder ausblüht und sich entfaltet, wenn man sie ins Wasser legt, als wäre sie in der Erde an ihren Wurzeln.“

Wir lassen nun zum Schlusse einen kurzen ethnographischen Abriss der Bewohner des Libanon folgen, der wenigstens in Hinsicht der Juden neu ist:

„Die Bewohner des Libanon und Antilibanon“) sind meist Drusen (die von den Juden „Philistäer“ genannt werden, da vielleicht eine jüdische Tradition sagt, sie stammen von den Philistern ab.“) Sie stehen unter einem Herrscher, der seinen Sitz in der Stadt Deir Alkamer hat, 8 Stunden ungefähr nordöstlich von Tyrus. Man nennt ihn Emir Abschir (Beschir). Ihre Religion ist ein Gemisch von Christenthum und Islam, sie sind der Fleischlust stark ergeben, und der Incest bildet keine Schranke für sie. Ihre Beschäftigung ist der Seidenbau;“) auch giebt es Feldbauer unter ihnen, und ihr Wein ist herrlich. Baumwolle gewinnen sie ebenfalls sehr viel.“

„Andere Bewohner des Libanon sind Christen und heißen Maroniten. Ihr Patriarch wohnt im Kloster Kanabin im Kreise Albanien. Sie stehen unter dem Emir, aber oft ist Krieg zwischen ihnen (und den Drusen), wie z. B. im Jahr 603 (= 1843), wo sehr viele Christen fielen. Auch jetzt, Monat Siwan (Juni) 603 (= 1845), ist wieder Krieg zwischen ihnen, und die Drusen richten ein großes Blutbad unter den Christen an, denn sie haben die Oberhand.“

„Wenige Einwohner bekennen sich zum Islam, und auch sie stehen unter dem Emir.“

*) Der Verfasser nennt den Antilibanon recht glücklich מול הלבנון Mul Ha-Lebanon, während der hebräische Geograph Kaplan (1839) in ממת הלבנון Ummat Ha-Lebanon nennt. Die Bibel unterscheidet gar nicht zwischen Libanon und Antilibanon, sondern nennt beide Lebanon und zuweilen den Antilibanon auch Hermon.

**) Die Juden im Mittelalter benannten die Berbern, sowohl Morokiten als Mohabden, mit dem Namen Belschim, Philistäer. So öfter der Geschichtschreiber Abraham ben Daud im Eser Ha-cabbala. Vergl. Edrisi ed. Jambert. I. 203.

***) Im Hebräischen undentlich „Seiden-Handwerk“, „Seiden-Arbeit“, was sowohl vom Seidenbau als von Seidenweberei gesagt werden mag. Ersteres ist hier wahrscheinlicher.

„An drei Orten des Libanon wohnen Juden, nämlich in Tripolis, in Deir Alkamer (ungefähr 80 Familienväter, meist Kaufleute) und in Hasbeia (ungefähr 30 Familien). Sie sind bei den Drusen sehr angesehen. Es sind starke und tapfere Männer und sie bearbeiten das Feld, wie die anderen Einwohner des Gebirges. Ihre Töchter sind Dirinnen, die den Bogen und den Speer an der Seite haben, um gegen wilde Thiere und nachstellende Menschen zu kämpfen. Es ist jetzt 20 Jahre her, da war ein jüdisches Mädchen aus Hasbeia mit ihren Schafen auf dem Felde, und sie hatte das Pistol an der Seite. Da kam ein Türke und wollte ihr Gewalt anthun, denn er glaubte sie hier auf dem Felde hilflos. Sie warnte ihn, sprechend: rühre mich nicht an, sonst mußt du durch meine Hand sterben, er aber hörte nicht auf sie. . . . da drückte sie ab, und er fiel todt nieder. Als die Sache vor die Richter kam, lobten sie öffentlich die That des Mädchens.“

„Im Jahre 1831 empörten sich die Einwohner des Kreises Samur gegen Abdalla Pascha in Acre und tödteten von der Besse Samur aus viele Soldaten des Pascha. Dieser forderte den Emir auf, ihm tapfere Gebirgsbewohner zu Hilfe zu schicken; da schickte der Emir hundert Juden aus Deir Alkamer und Hasbeia, und mit deren Hilfe wurde die Besse eingenommen. Diese Waffenthat machte ihnen einen Namen. Der Pascha in seinem Zorn zerstörte die Besse von Grund aus.“

Mannigfaltiges.

— Drei neue französische Schriften philosophischen Inhalts. Die Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat vor kurzem zwei Werke gekrönt, deren eines (von einem Herrn Javary verfaßt) den Titel führt: „Ueber die Gewissheit.“*) Ohne auf des Autors Entwicklungen näher einzugehen, wollen wir die Hauptschlüsse angeben, zu denen ihn sein Raisonnement geführt hat: „1) Unser Geist ist seinem Wesen nach für die Wahrheit geschaffen; aber er wird dem Irrthum anheimfallen, wenn er willkürlich die Grenzen der gegenwärtigen möglichen Kenntnisse überschreiten will, oder von Hülsenquellen, die ihm wirklich zu Gebote stehen, einen unpassenden Gebrauch macht. 2) Unser Erkenntnißvermögen hat das volle Recht, zu forschen, zu bejahen und zu verneinen, und führt uns, wofern es sich innerhalb seiner natürlichen Grenzen bewegt, zu beschränkten zwar, aber zu realen Kenntnissen.“

Die zweite gekrönte Preisschrift ist eine Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel.“) Was uns an einem solchen Werke interessiert, ist natürlich weniger der Inhalt, der unseres Landes Eigenthum ist, als die Art und Weise, wie man jenseits des Rheins die schwierige Sprache der deutschen Philosophie wiedergegeben hat. Und gerade von Seiten der Schreibart wird das Buch ganz besonders gerühmt; die Klarheit des Ausdrucks und die Reinheit des Stils sollen musterhaft seyn, und wenn der französische Kritiker, von dem wir auf das Buch aufmerksam gemacht worden, sagt, man könne diese zwei starken Bände deutscher Philosophie sans trop de fatigue durchlesen, so könnte uns dies verleiten, denen, die mit den einheimischen Werken über den Gegenstand nicht zu Rande gekommen sind, zu empfehlen, daß sie es einmal mit dem des Herrn Willm versuchen.

Das dritte Buch, das wir nennen wollten, führt den unschuldigen Titel: „Kritische Studien über den Rationalismus unserer Zeit“,“) ist aber, näher besehen, eine völlige Confiscation aller Philosophien dieses Jahrhunderts zu Gunsten des orthodoxen Katholicismus. Besonders wird darin dem Cousinischen Systeme, das natürlich dem Verfasser am nächsten lag, der Vorwurf gemacht, der von jeder gegen die Philosophie von ihren streng gläubigen Feinden erhoben wurde, daß sie nämlich zur Unsitlichkeit führe.

— Gewissensfreiheit in Rom. In Rom ist, wie ein Correspondent des Londoner Athenaeum berichtet, vor einigen Monaten ein neues Casino begründet worden, das zum Unterschiede von dem „Casino dei Nobili“, wie es ein solches fast in jeder italienischen Stadt giebt, Männer aus allen Ständen zu seinen Mitgliedern zählt. Die Fürsten Doria und Borghese gehören ebenso wohl zu dem Circolo Romano, welches der Name des neuen Casino's ist, als Cicernacchio und viele andere Bürger, die sich hier hauptsächlich zusammenfinden, um die Lesezimmer zu benutzen, in welchen die besten Zeitungen von ganz Europa aufstiegen. Um einen Beweis seiner freisinnigen Grundsätze zu geben, hat das Circolo kürzlich einen Juden zu einem seiner Direktoren erwählt, was namentlich in Rom als etwas Unerhörtes angesehen werden kann. Der Correspondent des Athenaeum fügt hinzu, daß das jüdische Mitglied, obwohl ein ehrenwerther und geschickter Mann, doch hauptsächlich seines Glaubens wegen — nicht obgleich, sondern weil er ein Jude ist — zu dem Amte gewählt worden. Man habe dadurch an den Tag legen wollen, daß die Römer des Jahres 1848 die hohe Bedeutung des Wortes Gewissensfreiheit vollkommen erkannt hätten.

*) De la certitude par A. Javary.

**) Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel, par J. Willm.

***) Etudes critiques sur le rationalisme contemporain, par l'abbé de Valroger.